

HANSE R

MARGRIET
DE MOOR

*Schlaflose
Nacht*



vorgeschlagen hatte.

Wir kamen in den kahlen Zoo. Sofort sahen wir die Tiere. Die weißen Raubvögel. Die Rinder mit ihren trostlosen Augen. Die reglos wartenden Urpferde. Wir folgten den Wegweisern zum Aquarium, und die Schreie in der Ferne, vermischt mit dem Geruch von fernen Welten, die in den ihrer Heimat beraubten Tierleibern steckten, gaben unserem Spaziergang etwas Bestürzendes.

Die Tür zum Aquarium hatte eine Schließverzögerung. Wir mussten fest drücken, um hineinzugelangen. Neugierig gingen wir die breite Marmortreppe hinauf und kamen in einen Saal, dessen Wände aus Fischbecken bestanden. Dort war es dämmrig und still.

»Ist es lange her?«, fragte ich, nachdem wir durch einen großen Teil des Saals geschlendert waren. In seinem Brief hatte gestanden, dass seine Frau ihn verlassen hatte.

Er verstand sofort, dass ich den Faden wieder aufgriff.

»Über drei Jahre«, sagte er. »Es war im Oktober.«

»Wie heißt sie?«

»Louise«, antwortete er.

Ich wusste, ich konnte jede Frage stellen, die mir in den Sinn kam. Unter den gegebenen Umständen war nichts indiskret. Es war auch schon vorgekommen, dass ich mich nach einer halben Stunde in irgendein ausgefallenes sexuelles Problem vertiefte.

»Hast du es sehr bedauert?«, fragte ich, nur um zu schwatzen.

»Bedauert«, sagte er. »Bedauert, och ...«

Für einen Moment schien er in Grübeleien zu versinken. Das gelbe Licht, das aus dem Aquarium fiel, verlieh seinem Gesicht etwas von einer Karnevalsfratze. Ich sah, dass sein Blick den Bewegungen eines Plattfisches folgte.

Dann sagte er: »Wenn sie aus der Badewanne kam, hatte sie Löckchen wie bei einem Pudel. Es hatte sehr leidenschaftlich mit uns angefangen, während einer Italienreise. Nachts konnte man vom Hotelzimmer aus sehen, wie eine Flotte von Booten, jedes mit vier starken Lampen am Mast, aufs Meer hinaustrieb. Die Fischer lockten ihren Fang durch das gebündelte Licht und holten ihn herauf. Sieh dir das an.«

Ich folgte seiner Handbewegung. Ein weißes haiähnliches Tier drückte seine Schnauze an die Glasscheibe und schnappte mit seinem sehr schmalen Maul giftig zu.

»Als hätte der plastische Chirurg versagt«, sagte ich.

»Sie fand schon nach drei, vier Jahren, es mache eigentlich keinen Sinn, noch beieinander zu bleiben, wenn man nicht mehr verliebt ist. Aber, na ja ...«

»Aber, na ja, die Kinder«, sagte ich vorsichtig.

Er nickte.

»Also fingen wir an, Absprachen zu treffen.«

»Absprachen ...«, wiederholte ich.

»Ja. Abgesprochen ist abgesprochen, lautete die Absprache. Verstehst du? Damit es nicht wegen allem Streit gibt.«

»Ach so ...«

Als wir schwiegen, kam mir die Stille in diesem Wasserpalast plötzlich überwältigend vor. Ich fragte mich, wann andere Besucher auftauchen würden. Die Samstagvormittagseinkäufe dürften inzwischen doch wohl erledigt sein. Oder fand man es schlichtweg zu kalt, sich Wasser und Fische anzuschauen?

»Eines Nachts warf sie mir den Staubsauger an den Kopf«, sagte er. Sprachlos wandte ich mich ihm zu.

»Während ich einfach dalag und schlief.«

Er fing an zu lachen, erst lautlos und danach laut und sehr fröhlich. Auch ich lachte.

»Weißt du, welche ich eigentlich am schönsten finde«, sagte er, sich wieder der Glaswand zuwendend. »Die ganz gewöhnlichen Köhler.«

Die riesigen Tiere, die mit einem leichten Schwung ihres Leibes sehr schnell vorankommen konnten, hatten scharf gezeichnete stumpfgraue Lippen, die sie in einem fort öffneten und schlossen. Mit diesen besorgten, gutmütigen Köpfen waren sie wirklich schön. Noch immer lachend sagte ich: »Ich glaube nicht, dass Ton und ich solche heftigen Emotionen gekannt haben. Wir haben uns dafür einfach nicht die Zeit genommen.«

Wir waren uns in Bezug auf uns sofort einig gewesen.

Nennt man so etwas Liebe auf den ersten Blick? Das Typische war, dass ich nicht darüber nachgedacht hatte, damals, es war mir egal, weshalb Ton und ich vom ersten Mal an schlicht und einfach zusammenblieben. Diese Selbstverständlichkeit. Obwohl ich doch nicht

ohne Erfahrung war. Obwohl ich wusste, dass es einen verrückt machen konnte. Als lesehungriges Kind hatte ich das schon vermutet, und als Sechzehnjährige erlebte ich es, als mein Geigenlehrer mir einmal am Ende der Stunde auftrag, eine saubere Quinte zu singen. Eine intimere Bitte ist nie an mich herangetragen worden. Stumm wie ein Fisch sah ich ihn an – er war ein Mann mit hoher Stirn und ungewöhnlich strahlenden Augen. Was folgte, waren die Nachmittage und Abende, an denen ich wie der Blitz durchs Dorf rannte, vom Meer landeinwärts, auf dem Weg zum Unterrichtsraum. Was folgte, war, dass ich keine Wolke, keinen Baum, kein Kind mehr ansehen konnte, ohne an Dinge zu denken, die streng genommen nichts damit zu tun hatten: seine heftige Erklärung, wonach David Oistrach das einzige lebende Musikgenie der Welt sei, der Duft in seinem Haar, nach Zigaretten und Haarwasser, die Geräusche, die sich auf mysteriöse Weise, ohne unser Zutun, in ihm und mir entwickelten, als er mich endlich rücklings auf den Diwan neben dem Klavier drückte. Was folgte, war, dass ich mir nicht mehr das Geringste aus der Einsamkeit machte, die mir von Geburt an mitgegeben worden war. Und am Ende eines schönen Julitags beugte er sich mit nackten Schultern aus dem Fenster seiner Wohnung im Obergeschoss und sagte: »Du kannst nicht reinkommen, weil ... ähm ... ja, also ... die Zimmerlinde ist umgefallen, genau hinter der Tür.«

Mit Ton war es anders.

Erst in meinem letzten Jahr in Leiden lernte ich das Grüppchen kennen. Ich war schon fast fertig ausgebildete Lehrerin, dienstags- und donnerstagsnachmittags hospitierte ich, und an den Wochenenden blätterte ich die Zeitungen durch und sah, es gab genügend freie Stellen an Grundschulen. Es war Januar. In der Stadthalle fand eine Protestversammlung statt. Frag mich nicht, was ich da zu suchen hatte. Frag mich nicht, wogegen sich die Aktion richtete. Ich war einfach da. Und wurde einfach so, auf dem Fahrrad hintendrauf, von einer der Neefjes-Schwestern in ihre Studentenwohnung im Pietersteeg mitgenommen. Sie wohnten dort alle zusammen, Milou und Dela Neefjes, fröhliche Mädchen, die beide Mathematik studierten, der Pharmakologe Hugo Kakebeke, der nicht nur die Wände, sondern auch die Decke seines Zimmers nachtblau gestrichen hatte, und Lucia, die damals Chemie studierte. Nein. Ton lernte ich an dem Abend noch nicht kennen.

Nur Lucia. Diese Bauerntochter war eine Studentin von Format.

Wenn ich ihr in jenem Winter in der Stadt begegnete, war sie meist auf dem Weg zu einer dringenden Versammlung oder kam gerade von dort. Sie saß in allerlei Mitsprachegremien und Aktionsgruppen und sorgte sich wahnsinnig um die Demokratisierung von allem Möglichen. Aber manchmal hatte sie ihren Tennisschläger dabei und eine weiße Sporttasche. Manchmal trug sie braune, an Waden und Fersen eng anliegende Stiefel. Sobald sie mich sah, stellte sie ihr Fahrrad weg. Ich erinnere mich sehr gut, wie sie neben mir herging. Den Mantel immer hoch geschlossen, einen Schal bis zum Kinn. Eingepackt wie eine Kostbarkeit. Sie war blass von Natur. Infolge seiner Länge war ihr schweres rotes Haar glatt zu jener Zeit. Nie bedeckt. Wenn sie schwieg, schien sie zu träumen. Wenn sie sprach, sah sie einen an. Helle graugrüne Augen. Sie lachte, war kritisch, wollte überzeugen, war darauf aus, ihre Empörung zu teilen oder ihre Freude. Kummer schien sie nicht zu kennen.

Warum sie so ein Faible für mich hatte, könnte ich auch heute noch nicht sagen. Für einen Menschen wie mich war sie die ideale Gesellschaft. Ich möchte ja aus meinem Kokon herauskommen, weiß aber nicht, wie. Schon an jenem ersten Abend stupste sie mich während der Diskussionen mehrmals mit dem Ellbogen, sie lachte die anderen an und direkt danach mich, sie sagte zu mir: »Findest du nicht auch«, und: »Da bin ich voll deiner Meinung«, und verkündete im Beisein der ganzen Gesellschaft, dass sie sich mal meinen Pullover ausleihen wolle.

Keine Woche später stand sie morgens auf einmal in meinem Zimmer. Ich schrak aus einem Traum mit Tigern hoch. Sie zog die Vorhänge auf, und das Boerhaave-Standbild, das ich vom Bett aus sehen konnte, schien grüner und kälter denn je.

Sie sagte: »Braassem, Schie, Wetering und sogar der Singel, alles ist zugefroren. Raus aus dem Bett, wir gehen alle zusammen Schlittschuh laufen.«

Meine Uhr lag neben dem Aschenbecher. Fast zehn. Ich schüttelte den Kopf.

»Heute ist Dienstag. Ich muss am Nachmittag in der Pater-Wijnterp-Schule hospitieren. Ich habe eine Stunde über die Fortpflanzung bei den Amphibien vorbereitet.«

Sie nahm mein Adressbuch vom Tisch und ging zur Tür.

»Das können sich diese Gören dann eben abschminken.«

Während ich mir die Socken anzog, hörte ich, wie sie auf dem Flur

eine Telefonnummer wählte und dann mit gedämpfter, überzeugender Stimme aufzählte: »Geschwollene Drüsen. Drückende Schmerzen hinter den Augen, den Schläfen und der Stirn.«

Ich hoffte, sie würde nicht zu sehr übertreiben, denn wie sollte ich sonst am Donnerstag wieder ...

»Nein«, hörte ich sie sagen. »Am Donnerstag ganz bestimmt auch noch nicht.«

Wir gingen bei der ehemaligen Papierfabrik am Singel aufs Eis. Hugo Kakebeke trug einen dicken Tweedanzug und hatte sich Kniestrümpfe über die Hosenbeine gezogen, zu meiner Überraschung kam er auf seinen friesischen Holzschlittschuhen gleich gut in Schwung; die Neefjes-Schwestern sahen richtig professionell aus; während Lucia und ich noch am Ufer an unseren Schnürsenkeln herumfummelten, zogen sie schon mal ein paar Bahnen, sofort in tiefer Haltung; sie trugen bunte Eislaufanzüge und Rucksäcke; auch Lucia schnallte sich einen um, Proviant für unterwegs, sagte sie, als ich sie danach fragte, und gleich darauf stieß sie mich an; ich sah auf und folgte ihrem Blick, zwei Jungs und ein Mädchen, die ich alle drei nicht kannte, rutschten über das gefrorene Gras aufs Eis und gesellten sich zu uns. Lucia stellte mich ihrem weiße Atemwolken ausstoßenden Bruder vor, Ton. Mir fiel auf, dass er ihren braunweiß gewürfelten Schal trug. Hugo Kakebeke rief, ob wir endlich so weit wären. Ich war die Letzte, die sich vorsichtig aufrichtete. Es war neblig. Noch vor der Biegung verschwammen Eis, Himmel und Uferstraßen zu einem grauen Tunnel.

Auf dem Eis schaut man am besten geradeaus. Mit dem Nahblick achtet man auf die Farbe und die Risse im Boden, der ferne Blick kann sich in dem verlieren, worum es einem wirklich geht: Raum, Träumerei, Einsamkeit. Ich hörte seine ruhigen Schwünge neben mir. Nein. Frag mich nicht, ob ich nicht neugierig war, wer da neben mir lief, in einem Rhythmus, der mir bis in die Finger- und Zehenspitzen vertraut war. Frag lieber nicht, was wir zueinander sagten, in kurzen Sätzen, um Atem zu sparen. Oder weshalb wir einmal plötzlich anhielten, um loszuprusten, keuchend, uns nebeneinander lautlos vor Lachen biegend. Obwohl wir beide nicht schlecht liefen, kamen wir mit der Gruppe nicht mit. Als wir an der Mühle von Rijpwetering anlangten, brannte dort am Deich bereits ein hohes Feuer. Alle saßen darum herum, und Dela und Milou Neefjes hielten an Stöcken baumelnde Aluminiumpäckchen in die Flammen.

»Ton, ich weiß, du magst keinen Kaffee ohne Milch«, sagte Hugo